

Andreas Lehmann

LEBENS ZEICHEN



Karl Rauch

Andreas Lehmann

LEBENS ZEICHEN

Karl **Rauch**

NICHTS ALS EIN NAME

Hätte ihre Mutter gewusst, dass sie ausgerechnet hierherkam, um sich von dem Besuch bei ihr zu erholen, hätte sie ihr wahrscheinlich nicht verziehen. Sie nicht verstanden jedenfalls, aber ihrer Erfahrung nach war beides so ziemlich dasselbe. Sie zog den Reißverschluss ihrer Jacke bis zum Kinn zu und schlug den Kragen hoch. Ging leicht nach vorne gebeugt, wie um nicht erkannt zu werden, obwohl ohnehin niemand hier war. Vielleicht lag es einfach am Wetter, und ihre Vorstellung, auf dem Friedhof wäre immer jemand, war falsch gewesen; ein Gärtner mindestens, alte Frauen auch, die keinen mehr hatten, dem sie das Bett machen oder einen Kaffee kochen konnten, und deshalb rund um die Uhr Gräber pflegten: Steine säuberten, Blumen gossen, selbst wenn es regnete. Doch sie war allein. Ein Auto auf dem Parkplatz und weit und breit niemand, dem es gehörte. Der Friedhof war schön gelegen, oben am Hang, und sie hatte sich immer gefragt, ob sie selbst jemals naiv und trottelig genug sein würde, den Toten diese Aussicht zu gönnen. »Von da oben«, hatte ihre Mutter gesagt, »kann ich das Haus sehen. Näher zum Himmel muss ich gar nicht.« Diese spezielle Art zu lächeln, die würde sie nie hinkriegen, nie nachahmen können. Das Haus war klein und eng, es war baufällig und wenig wert. Eine Erbschaft, die sie nicht wollte, weiter nichts. Der verwitternde Startblock, aus dem sie vor langer Zeit in die Welt gestolpert war.

Sie stand an der äußersten Gräberreihe, neben der Buche, und blickte auf das Dorf unter ihr. Das vor allem war es, was ihr guttat: dass es unter ihr lag. Einen Steinwurf entfernt, wie man so sagte. Bei dem Gedanken musste sie lächeln; sie

sah sich selbst als eine Filmheldin, die die Grabsteine aus dem Boden riss und auf die Dächer schleuderte. Ein durchgedrehter weiblicher Moses, der die Gesetzestafeln auf die Idioten warf, die allzu ernst nahmen, was auf ihnen stand.

Sie wandte sich um, hatte ein Geräusch gehört. Doch niemand war zu sehen. Noch war es nicht dunkel, auch wenn der Himmel schwer und grau auf dem Nachmittag lastete. Die Wolken hatten den ganzen Tag über kaum Licht durchgelassen. Sie fröstelte, trotz ihrer Jacke, die sie beinahe nicht mitgenommen hätte. Aber sie hatte gewusst, was ihre Mutter sagen würde, und keine Lust darauf gehabt, wie ein kleines Mädchen behandelt zu werden, das sich erkälten könnte, wenn es zum Spielen nach draußen geht. Erst recht nicht jetzt, da *sie* ja im Bett lag, krank, wie sie war. Schwach, fahl und dürr; im Grunde hoffnungslos. Wie es ihr gehe, hatte ihre Mutter sie gefragt, aber doch nur wissen wollen, warum sie jetzt erst gekommen war.

»Mama«, hatte sie gesagt, mehr nicht, und sofort die alte Schwäche gespürt. Es war noch schlimmer gewesen als sonst. Wehrlos zu sein gegenüber einer Wehrlosen, das war mehr als eine Geduldsprobe. Und als ihre Mutter nicht auf ihre Fragen antwortete, nach ihren Schmerzen, nach dem, was die Ärzte meinten, sondern gleich vom Friedhof sprach, von der wunderbaren Aussicht, da war ihr schlagartig klar, dass sie hierher gehen würde. Nicht in Fredmys alte Kneipe, nicht auf den verwitterten Spielplatz, nicht in den Wald. Auf den Friedhof, den einzigen Ort im Dorf, an dem ihr Name nicht bekannt war.

Sie schlenderte durch die Gräberreihen, als ginge sie in einem Park spazieren. Etwas in ihr war auf der Hut, vielleicht lag es an dem Geräusch von eben, vielleicht an der Sorge, es könnte doch noch jemand kommen und sie erkennen. Sie mustern und ausfragen und alles ihrer Mutter erzählen. »Du

hier?«, würde dieser Jemand sagen, wer auch immer es wäre, »die echte Jana Freyer lässt sich tatsächlich mal blicken?«, und mit dünnem Lächeln den Kopf schütteln. Als Kind war sie nie auf den Friedhof gegangen – ihr Vater hatte ihr zu viele Gruselgeschichten erzählt –, die Mutter aber war immer schon gerne hier gewesen. Obwohl ja niemand ihrer Leute hier lag. Ihr Vater war aus dem Osten nicht heimgekommen, lag jetzt, falls überhaupt ein ganzer Körper übrig geblieben war, irgendwo an einem Ort verscharrt, den sie nicht kannte und dessen Namen, hätte sie ihn gekannt, vermutlich nicht hätte aussprechen können, und ihre Mutter, Janas Großmutter also, hatte darauf bestanden, dort begraben zu werden, wo sie geboren war. Zwei Orte weiter nur, sie hatte auch das nie verstanden; dass man bloß ein paar Meter gehen müsste, um das Gefühl zu haben, endlich wieder zu Hause zu sein, zurückgekehrt aus der Fremde. Vielleicht war es gerade das, was ihrer Mutter gefallen hatte: auf einem Friedhof zu sein und dem eigenen Namen nicht zu begegnen. Kein Stein, der die eigene Zukunft zeigt, kein Warnschild, keine Gesetzestafel, die einen meint. Wahrscheinlich aber waren das nur ihre eigenen Gedanken, die sie ihrer Mutter in den stummen Mund legte. Ihre Lippen waren rissig gewesen, kurz hatte sie sich geekelt. Erst vor ihr, dann vor ihrer eigenen Reaktion.

Im Vorbeigehen las sie, was auf den Grabsteinen stand. Manche Namen kannte sie, und immer rechnete sie nach, wie lange das Leben gedauert hatte, an dessen tristem Denkmal sie vorüberging. Doch sie blieb nirgendwo stehen. Stehen bleiben war das Eine, das sie sich hier grundsätzlich verbot. Als ihr Vater abgehauen war, hatte sie ihn gehasst dafür und zugleich verstanden. Erst recht gehasst wohl, weil sie ihn verstand, ihm hatte folgen wollen und es natürlich nicht konnte, nicht mit elf. Eine deutlich ältere Halbschwester ihres Vaters musste hier irgendwo liegen, aber sie war

NICHTS NEUES

Im Grunde ist es eine Meldung, wie man sie täglich liest. Man erschrickt, genießt seinen Schrecken für einen Moment, schämt sich vielleicht ein bisschen und geht dann zum nächsten Artikel über. Fügt das Gelesene blitzschnell dem Archiv fremder Schicksalsschläge hinzu, die einem weniger Angst machen als darin üben, mit der Angst zu leben. Der Kaffee hilft dabei, das Licht des jungen Tages, vielleicht auch die Aktienkurse und das Neueste von den Sportseiten.

Diesmal aber gelingt es nicht. Er liest die Meldung ein zweites Mal, unwillkürlich fast, und sieht dann von der Zeitung auf. Melanie hat sich freigenommen heute, er frühstückt ausnahmsweise allein. Er würde sie jetzt gerne ansehen, ihr blasses Gesicht, ihre unsortierten blonden Haare, und etwas zu ihr sagen. Etwas Belangloses. Stattdessen räuspert er sich und geht ans Fenster. Es wird ein warmer, sonniger Tag, der Morgen ist vielversprechend. *Ein schöner Tag*, sagt er halblaut zu sich selbst, doch er schafft es nicht, den Toten aus seinen Gedanken zu vertreiben.

Sechsenddreißig war er, exakt so alt wie Melanie und er, vielleicht liegt es daran. Wie häufig aber liest er von Menschen in diesem Alter, Jüngeren sogar, die Unfälle haben, krank werden, ein Kind verlieren. Nie geht es ihm so nah wie jetzt. Er schließt für einen Moment seine Augen und hört den Ruf eines Vogels. Eine Möwe, beschließt er; der Fluss ist nicht weit.

Betrunken war der Mann, »stark alkoholisiert«, heißt es, und was er am Ufer zu suchen hatte, scheint auch die Polizei nicht zu wissen. Aber er hatte sein Portemonnaie bei sich,

mit Ausweis und allem. Selbst wo er wohnte, wird erwähnt. Kinder hatte er keine.

Er trinkt einen Schluck Kaffee und geht vom Fenster weg. Sechsenddreißig Jahre und im Fluss ertrunken, mitten in der Stadt: »Ein lächerliches Alter, um zu sterben«, sagt die Zeitung. Gerade mal ein halbes Leben, wenn überhaupt, und doch zu alt, um sich solche Torheiten zu erlauben. Besoffen in den Fluss zu fallen, Ohnmacht, wahrscheinlich nach panischem Gezappel, und Schluss. Er lauscht, hört nichts. Er versucht sich Melanies Atem vorzustellen, das gleichmäßige Auf und Ab ihrer Brust, und erschrickt, als er auf die Uhr sieht. Er stürzt den Rest Kaffee hinunter, lässt alles stehen und liegen und macht sich auf den Weg. Die Tür knallt, als er sie viel zu schnell ins Schloss zieht.

Draußen wird er ruhiger und zieht seine Jacke sofort wieder aus. Seit ein paar Tagen blühen die Magnolien, die Farben kehren in die Gärten zurück. Er liebt diese Tage, jedes Jahr aufs Neue. Das Aufatmen aller, das Gefühl, sich endlich aus einer Umklammerung gelöst zu haben, dem Würgegriff des Winters. Wieder hört er den Vogelruf, und für einen Moment hat er unbändige Lust, einfach spazieren zu gehen; sich krank zu melden und keinen Gedanken an die Nichtigkeiten im Büro zu verschwenden. Doch er weiß, wie viel dort auf ihn wartet; Verträge, die er unterzeichnen, Termine, die er abstimmen muss. E-Mails, Briefe, Telefonate.

An der Bushaltestelle steht eine Frau, auch sie ohne Jacke, ein alter Mann sitzt auf der Plastikbank. Ein paar Schulkinder unterhalten sich über einen Zeichentrickfilm. Die Frau liest Zeitung, er stellt sich neben sie. Gerne würde er sie fragen, ob sie es auch schon gelesen habe. »Furchtbar, nicht wahr«, würde er sagen und ihr ganz kurz eine Hand auf die Schulter legen. Noch lieber wäre es ihm, sie legte ihm eine Hand auf die Schulter. Er sieht sie von der Seite an, und als

sie sich mit geschlossenen Augen die Haare hinter das Ohr streicht, findet er sie schön.

Was genau ihn schließlich dazu bringt, weiß er selber nicht. Doch als der Bus kommt, bleibt er einfach stehen. Er sieht zu, bis alle eingestiegen sind, schaut der Frau einen Moment lang in die Augen, als sie sich ans Fenster setzt, und lächelt sogar. Sie sieht ihn fragend an. Ihm wird noch etwas wärmer, er streicht sich durchs Haar und setzt seine Sonnenbrille auf. Kurz zögert er, dann geht er los. Nicht lange, sagt er sich, er will nur die frühe Sonne genießen und die klare, milde Luft. Ohnehin ist er immer einer der Ersten im Büro, auf eine halbe Stunde kommt es nicht an.

Wo genau der Mann ertrunken ist, das steht nicht in der Zeitung, auch wo er herkam, aus welcher Kneipe er ans Ufer torkelte, weiß er nicht. Dennoch hat er das Gefühl, die letzten Schritte des Mannes nachzugehen. Er sieht auf den Boden, setzt einen Fuß vor den anderen und bemüht sich um einen geraden Gang. Auf den letzten Metern geht der Asphalt in einen Plattenweg über, er bringt mit jedem Schritt genau zwei der grauen Quadrate hinter sich.

Als er die Kinder hört, erschrickt er. Er hat sie nicht gesehen, sie verstecken sich hinter den Bäumen und kommen nun mit lauten Rufen auf ihn zugerannt. Beide haben Gewehre in der Hand, Spielzeugwaffen aus Plastik. Er bleibt reglos stehen und schämt sich, als sie an ihm vorbeilaufen, ohne ihn anzusehen. Sie haben nicht ihn gemeint. Er sieht ihnen nach, sie schießen in die Luft und geben Rufe von sich, die er nicht versteht. Vor ein paar Tagen erst hat Melanie ihm erzählt, dass in manchen Ländern bei Hochzeiten in die Luft geschossen werde. Sie hat es irgendwo gelesen, sie wusste nicht, ob sie lachen oder den Kopf schütteln sollte: »Die Geschosse fallen auf die Erde zurück«, hat sie gesagt, »die lösen sich ja nicht in Luft auf. Es sind schon Menschen

gestorben, die von den Kugeln getroffen wurden – ist das nicht schrecklich?« Er stellt sich eine Braut vor, der, Minuten nach den Freudenschüssen ihrer Schwäger, ein Projektil aus dem Himmel in den Schädel stürzt. Das Bild verschwimmt, es geht über in das zarte Grün der Büsche und Bäume. Auch sein Bruder und er haben als Kinder am liebsten mit Waffen gespielt. Cowboy, Indianer, Polizist, Soldat, es war alles gleich, solange sie umherlaufen und aufeinander schießen konnten. Kurz meint er, sich selbst aus dem Gebüsch kommen zu sehen, ein Kind mit langen Haaren und dünnen, fliegenden Armen. Die Farben fließen ineinander, Hellblau, Grün in vielen Tönen und das schillernde Grau des Wassers. Er fragt sich, ob der Mann sich auch an seine Kindheit erinnerte, als er ertrank. Ob tatsächlich das ganze Leben in Sekundenschnelle noch einmal an einem vorbeirauscht, wenn es zu Ende geht, ein aberwitzig schneller Film. Waren die letzten Bilder verschwommen, die vor seinem inneren Auge standen, bevor alles hinabsank und verrauschte und das alkoholdumpfe Herz im Wasser erlosch?

Er setzt sich auf den Boden und ist froh, dass die Jungs nun fort sind. Er schaltet sein Handy aus. Es ist ruhig am Ufer, nur ein paar Möwen sitzen auf den Steinen direkt am Wasser. Es hat ihm immer gefallen, dass sie auch an Flüssen leben, dass sie jedes Gewässer zum Meer erklären. Er schaut ihnen zu, denkt eine Zeit lang fast an gar nichts.

Bis ihm die Sitzung einfällt. Qualitätsmanagement. Sein Puls beschleunigt sich, er hat es bis eben vergessen. Schon um neun kommen die Amerikaner, Feldmann hat ihm am Freitag noch einmal gesagt, wie viel Gewicht sein Wort in dieser Sache habe. Er steht auf, bewegt sich aber nicht. Das Plätschern des Wassers vermischt sich mit dem Tosen seiner Gedanken. Wann werden sie ihn vermissen, wann sich Sorgen machen seinetwegen?



© Christopher Upmadel

ANDREAS LEHMANN, geboren in Marburg, hat Buchwissenschaft, Amerikanistik und Komparatistik in Mainz studiert und lebt in Leipzig. Er war zweimal Teilnehmer des Open Mike-Wettbewerbs der Literaturwerkstatt Berlin, hat Werkstattstipendien der Jürgen-Ponto-Stiftung, der Autorenwerkstatt Prosa des Literarischen Colloquiums Berlin und der Romanwerkstatt im Brechtforum Berlin erhalten. Im Karl Rauch Verlag erschienen seine Romane *Über Tage* und *Schwarz auf Weiß*. 2022 wurde Andreas Lehmann mit dem Robert-Gernhardt-Preis ausgezeichnet.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2023 Andreas Lehman
© 2023 Karl Rauch Verlag GmbH & Co. KG, Düsseldorf
Lektorat: Alexander Löwen, Berlin
Coverfoto © Ferdinando Scianna /
Magnum Photos / Agentur Focus
Covergestaltung und Satz: Sebastian Maiwind, Berlin
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier und
gebunden bei Finidr in Český Těšín.
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Czech Republic.
ISBN 978-3-7920-0278-0
www.karl-rauch-verlag.de

